Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 8

Artikel: Pedro I.
Autor: Caltofen, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667230

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PEDRO I.

VON R. CALTOFEN

Das schaut ganz und gar nach König aus, nichtsdestoweniger handelt es sich nur um einen Schuhputzer. Lissabon hat eine Unmenge von Schuhputzern. Manche mit einem Kabinett, meistens nur in irgendeinem Hausflur gelegen, dafür aber häufig mit fast thronartigen Sitzgelegenheiten ausgestattet, andere mit tragbaren Wichskästen, sinnvoll ausgebaut, raffiniert gefüllt, einige mit simplen Zigarrenkisten, in denen gerade der notwendigste Handwerkskram klappert. Zu diesen letzten im Range gehört Pedro I.

Ich habe ihn zufällig kennen gelernt. Ich hatte wieder einmal meinem Hange nachgegeben, neue Wege zu entdecken. Das tue ich immer gern, und hier in Lissabon hat es seinen ganz besonderen Reiz. Denn diese Stadt mit ihren sieben, etwa hundert Meter hohen Hügeln — man hat den Eindruck von sieben mal sieben Hügeln — verlockt nämlich einem Berglande gleich immer wieder zu einer Fahrt ins Blaue. Alle paar Schritte schenkt sie ein anderes Bild. Bald den sonnenfunkelnden Tejohafen, bald eine herrliche Avenida, bald einen alten Terrassengarten mit fast tropischer Palmen- und Blütenpracht. Für diesmal war das Bild zwar bescheidener, aber nicht weniger malerisch. Eine Calcadinha, eng, treppensteil, dahinter ein Ausschnitt «Lissabon oriental» als hauchzartes Aquarell und ganz unvermittelt darin ein Abhang, kahl, felsig, mit jenem unberührten Blau des südlichen Himmels darüber und dem schweigenden Schatten zweier Pinien. Ohne das Stadtbild wäre es ein Stück weltferner Sierraschönheit.

Weiss der liebe Himmel, wie die Schuhputzer in so einer Calcadinha existieren können. Jedenfalls aber beweisen ihre vergnügten Gesichter und ihre runden Backen, dass sie es können. Wenn man sie so dicht nebeneinander, gleich den Schwalben daheim auf den Dächern auf der Bordschwelle sitzen sieht, ewig lachend, ewig schwatzend, dann ist man wirklich geneigt zu glauben, dass sie keine andere Sorge drückt, als jeweils ihre Blechdosen und Flaschen mit den geheimnisvollen Wichsen und Mixturen in den Schatten ihrer Hosenbeine zu retten. Denn die Sonne hat es hier in sich. Das Katzenkopfpflaster glüht wie eine Herdplatte.

Schuhputzer, die wie diese hier sozusagen auf der untersten Sprosse ihrer Laufbahn stehen, pflegen sich im allgemeinen durch Zuvorkommenheit und Eifersucht auszuzeichnen. Und durch das Erscheinen eines Ausländers fühlen sie sich offenbar besonders geehrt. Wie die Bienen waren sie um mich herum, an jedem Fuss hingen zwei. Nur einer — um dessentwillen ich die ganze Prozedur in der Calcadinha über mich ergehen liess, nahm keinerlei Notiz von mir. Nur einmal erhob er sein asketisches Gesicht, aber ohne Spur jener kindlichen Erwartung auf ein Trinkgeld, die allen andern in den schwarzen Augen brennt. Er las. Er las in einem mächtigen, ledergebundenem Buch. Auch wenn der Goldschnitt nicht so abgegriffen gewesen wäre, hätte man ihm angesehen, wie sehr es benutzt wurde.

Darin las er. Nichts konnte ihn dabei stören. Nicht das zitternde, grelle Licht, in dem die Buchstaben ohne Zweifel nur so tanzen mussten, nicht die Katze, die ihm um die Füsse strich, nicht einmal der Spott seiner Kollegen, die ihn, den weissen Raben, auch in meinen Augen lächerlich machen wollten.

«Pedro . . . Pedro I. . . . »

Und einer quetschte recht hämisch durch die blütenweissen Zähne: «Hola, senhor dom Pedro I. . . . »

Sie erreichten nichts weiter, als dass Pedro I. einmal flüchtig hochsah, geistesabwesend wie vorher. Dann zog er sich halb unbewusst seinen Sombrero etwas tiefer in die Stirn, jagte den Moskito fort, der sich soeben erdreistet hatte, über seine geliebten Blätter zu laufen, und versenkte sich wieder in seine Lektüre.

Er las langsam, Wort für Wort, den Finger auf dem Buchstaben.

Ich konnte nichts weiter erkennen, als dass es Verse waren, die er da las. Sicher ein Anhänger einer der vielen evangelischen Sekten hier, dachte ich mir. Ein sonderbarer Schwärmer . . .

Ich erzählte zu Haus von ihm. Wir suchten ihn zusammen auf. Und seinetwegen liessen wir uns nun öfters die Schuhe in jener Steilgasse putzen.

Er war stets anzutreffen. Auch wenn wir nur aus Zufall durch diese Treppenstrasse gingen. Er sass noch am späten Abend da. Nur dass er dann einen andern Platz hatte, nämlich unter der nächsten Laterne. Einmal, als wir zur halben Nacht vorbeikamen, da stand er gar an die verlöschte Laterne gelehnt, um im fahlen Licht des guten Mondes weiterzulesen.

In der nächsten Zeit haben wir uns an ihn herangepirscht. Alle Portugiesen sind mehr oder weniger verschlossen. Scheu in dem gleichen Sinne, wie Kinder es sind.

Nach etwa vier Wochen waren wir gute Bekannte geworden. Das bezeugt er mir dadurch, dass er jetzt jeden Tag meinetwegen seinen Schatz aus den Händen legte und mir die Stiefel putzte. Er tat es feierlich, genau so feierlich, wie er seinen Sombrero abnahm, um das Buch darauf zu legen, damit es ja nicht mit dem Staub der Strasse in Berührung käme.

Seine Kollegen verhöhnten ihn, er verstünde ja gar nicht, Schuhe zu putzen. Sie urteilten natürlich nach dem Krakeelen, und das brachte er in der Tat weniger gut als sie zustande. Aber ich vermisste es nicht, und ihn interessierte es nicht. Er strahlte, wenn er mich nur sah. Denn nun, nachdem er sicher war, in mir einen Zuhörer gefunden zu haben, der ihn nicht auslachte, erzählte er mir ohne Ende aus . . . den Lusiaden.

Er, der nie eine Schulbank gedrückt hatte, der nie ein Wort über Literatur oder Kunst in den Mund genommen hatte, liebte sie so heiss, wie viele der sogenannten Hochgebildeten insgeheim englische Kriminalschmöker lieben. Bald bekam ich auch heraus, wie er zu seinem Spottnamen gekommen war. Die Geschichte der schönen Ines, der Geliebten und späteren Gemahlin Pedros I. musste ihm wohl besonders zu Herzen gegangen sein. Es war die einzige Geschichte, die er mir, ohne es zu wissen, schon zum dritten Male erzählt hatte. Und jedesmal, wenn er davon sprach, wie die schöne Ines ermordet wurde, hoben sich seine geraden Augenbrauen gleich Gewölben, und es schimmerte ein feuchter Glanz darunter, als sähe man in die Tiefen der Inesquelle, dort fern in jenem berühmten «Garten der Tränen» bei Coimbra.

Eines Abends, als er wiederum voller Begeisterung dabei war, mir mit seinem rührend holprigen Kinderlesen einen Abschnitt der Lusiaden kundzutun, trat unversehens eine robuste Frau zu uns. Sie schien das Buch mit ihren zornigen Blikken verschlingen zu wollen. Und sie schob sich dann mit ihrer Fülle zwischen mich und Pedro, der offenbar ihr Mann war. Mit nachdrücklichem Gepolter nahm sie den alten Blecheimer vom Kopf herunter und stellte ihn so hart hin, dass das Salzwasser darin mit den rohen Bohnen überschwappte. Und der Wind, der um diese Stunde stets vom Ozean her sich aufmacht, flatterte geradezu unheildrohend mit den Losstreifen, die sie mit einer Sicherheitsnadel an ihrer Bluse festgesteckt hatte. Ich hatte nur den einen Gedanken, man musste sie irgendwie besänftigen, so etwa wie einen erzürnten Donnergott. Ich zog schweren Herzens einen Schein, um ein Los für die nächste wöchentliche Roda zu erstehen und tröstete mich damit, dass mein Geld wenigstens den armen Findelkindern zugute kommen würde. Ich fügte mich auch in Sanftmut, als sie den stattlichen Restbetrag nach einigen vielsagenden Blicken stillschweigend als Trinkgeld verschwinden liess. Dann gingen sie beide fort.

Ich konnte nicht mehr verstehen, was sie sagte, aber allein am Tonfall merkte ich, wie die Vorwürfe prasselten.

Gewiss man darf sie nicht verdammen. Sie bekommt ja schliesslich das Brot und den Bacalhau und den Vinho verde auch nicht geschenkt. Sicher wartet daheim eine Schar Kinder und sperrt die hungrigen Mäulchen auf. Es mag ungerecht von mir sein, aber trotz alledem hatte ich auch jetzt noch am meisten Mitgefühl mit ihm, den das Leben buchstäblich an den Staub des Alltags gefesselt hatte und dessen Sehnsucht doch den lichten Gefilden der Dichtkunst galt, der an der Seite jener derben Gefährtin durch diesen Abend, durch dies Erdendasein dahingehen musste und der doch von einer elfenhaften Zartheit, der Verkörperung seiner Ines träumte.

Drüben tauchte die Biblioteca Nacional auf. Was würde er sagen, wenn er die fünfmal hunderttausend Drucke und Handschriften dort sehen dürfte? Und was würde er erst sagen, wenn ich ihm dort etwa eine Schrift von Cicero zeigen oder den ersten Mainzer Druck von Gutenbergs Bibel oder gar aus dem Jahre 1572 — die erste Ausgabe der Lusiaden . . .

Die Tauben auf dem Denkmal des grossen Luis de Camoes schwirrten aus dem Schlafe auf, als der kleine, gebückte Pedro dort vorüberging.

Er hatte keinen Blick dafür. Der Wind — so mag er gedacht haben, sofern er sich überhaupt

etwas dabei dachte. Denn er hatte ja bestimmt keine Ahnung davon, dass dieser Camoes der Dichter seiner geliebten Lusiaden ist, noch viel weniger davon, dass dieser Camoes der grösste Dichter seines Volkes ist. Doch ich möchte behaupten, dass der grosse Meister seinem Jünger im Vorbeigehen zugelächelt hat.

Leider konnte ich ihm nicht in die Augen sehen. Sein rechtes Auge hat er ja bekanntlich in den afrikanischen Kämpfen verloren, und über sein linkes Auge fiel gerade der Schatten der hohen Parkbäume.

Sicher aber stand in ihm ein helles Leuchten, denn auch er hatte einer leidenschaftlichen stillen Liebe wegen gelitten, auch ihn hatte der Hunger gequält, und am meisten der Hunger der Seele.

Der Montblanc

Von André Roch

Der Montblanc (4807 m) ist der Eckpfeiler im Westen. Mit dem Monte-Rosa und dem Grand-Combin bietet er eines der herrlichsten Ausflugsziele des Skifahrers. Von Chamonix aus erscheint der Montblanc so stark verkleinert, dass man sich von der Weite seiner Schneefelder und Gletscher kaum eine Vorstellung machen kann. Im Sommer ist sein Gipfel auf rund zwanzig Wegen zu erreichen: über lange Felsgrate, wie diejenigen des Montblanc-du-Tacul, Mont-Maudit, der Aiguille-de-Bionnassay, den Grat der Aiguille-de-Peuteret und die Arête-de-Brouillard, auf der italienischen Seite des Berges, oder über die vier Hänge des Montblanc gegen Nord, Süd, Ost und Welt.

Es führt zu weit, Einzelheiten über alle diese Wege aufzuzeichnen. Wir beschränken uns auf die für den Skifahrer wichtigste Route, diejenige längs des Nordhanges der Grands-Mulets. Die Besteigung des Montblancs mit Ski stellt beträchtliche Anforderungen und verlangt Erfahrung und Training sowohl als Skifahrer als auch als Bergsteiger. Wetterumstürze, die auf dieser Höhe rasch hereinbrechen können, haben schon manches Bergunglück gebracht. Auch sind die zu überwindenden Höhenunterschiede gewaltig, so dass der Tourist von der Bergkrankheit befallen werden kann. Schon am ersten Tag steigt man von Chamonix (1000 m) bis zu den Grands-Mulets (3020 m) um volle 2000 Meter, und am zweiten Tag gelangt man bis 4800 Meter, was wiederum 1800 Meter ausmacht. Beim Abstieg hernach legt man diese 3800 Meter Höhendifferenz mit den Ski innert weniger Stunden zurück. Man versteht deshalb, dass ein solche Höhen nicht gewohnter Skifahrer Gefahr läuft, schon während des Aufstieges zu erkranken, und dass er, wenn er den Gipfel trotz der Bergkrankheit (Erbrechen, Kopfschmerzen) erreicht, infolge der übermenschlichen Anstrengungen die Freude der Gipfelrast nicht geniessen kann. Zur Erleichterung des Aufstieges kann man die Schwebebahn benützen, die bis zur Aiguille-du-Midi führt. Mehr und mehr wird die Montblanc-Besteigung mit Ski von der Station «Aiguille-du-Midi» aus gemacht werden, über den Montblanc-du-Tacul zum Mont-Maudit und von da zum Gipfel des Montblanc, mit Abfahrt über die Grands-Mulets. Auf diesem Weg müssen die Skis über verschiedene Strecken getragen werden.

Begnügen wir uns für den Augenblick, die Schwebebahn bis zur «Station des Glaciers» zu nehmen. Der Wagen entlässt uns auf verschneitem Grat. Die Ski müssen angeschnallt und dann sehr steile, dem Steinschlag, den Lawinen und Eisabbrüchen ausgesetzte Couloirs überschritten werden. Man quert den Glacier-des-Bossons, leicht über eine Terrasse ansteigend, die sich wie eine Mulde ausbreitet. Je näher man dem linken Gletscherrand kommt, um so zahlreicher werden die Schründe, und wo sich dieser Gletscher mit dem Glacier-des-Bois vereinigt, ist es oft schwierig durchzukommen. Der Weg steigt an und schlängelt sich dann zwischen grossartigen Spalten durch.